

Als Gretchen im Schlaraffenland

Das Werbebüro war also jetzt mit aller Diplomatie und Schläue der Mutter erobert worden, endlich etwas Praktisches und Brauchbares, das ihrer Tochter den Kinderkram austreiben würde. Aus ihrem unrealistischen Kopf – das war das richtige Wort. Laura dachte dann stets: Was ist denn realistisch, nur das, was DU denkst? Aber sie hatte aufgehört, darüber zu diskutieren. Wilhelmine war nun endlich sicher: Die Tochter könnte nach der Lehre irgendwo angestellt sein und Anzeigen entwerfen, sie würde gegebenen Aufträgen folgen und ihr Geld verdienen. Das brachte sie immer wieder auf den gleichen Nenner: „Am besten, man passt sich freiwillig an. Damit kommt man am weitesten. So kommt man auch dazu, gut zu verdienen.“ Laura hasste solche „Leitsätze“, sie blieb verbockt, fuhr aber jeden Morgen zu der angenommenen Lehrstelle. Und ausgerechnet dort sollte sie endlich etwas Eigenes, ihr nicht Befohlenes machen können. Das Wort passte: etwas Eigenes. Wenn ihre Mutter ihren Vater rügte, nannte sie ihn „eigen“ und sagte: „Der Johann ist heute wieder so eigen.“ Immer dann war ihr Vater so, wie Laura ihn gerne mochte, stark und unangepasst, Wilhelmines Oberhoheit entronnen.

Zunächst verachtete sie die Firma – schon der Name: „Werbebüro“. Dieses war eines, das wöchentlich in der örtlichen Zeitung für örtliche Firmen Anzeigen entwarf, abdrucken ließ. Ein Unternehmen, das florierte und seine Angestellten tragen konnte. Die Zugehörigen zu diesem Werbebüro residierten in der Stadt im fünften und letzten Stock eines großen altmodischen Bürohauses. Laura fuhr täglich mit der Straßenbahn dorthin. Alle, die in dem Werbebüro arbeiteten, kamen offenbar gerne zu dem fünften Stock hinauf, die vielen Treppenstufen, es gab keinen Aufzug. Morgens war dort eine gute Stimmung, wenn alle angekommen waren. Laura sollte nun die Papiere im rechten Maß zurechtschneiden für die Zeichner, wie es auch die andern Lehrlinge taten, Textstellen der Anzeigen markieren, und versuchen, ab und zu eine Zeichnung für eine Anzeige zu machen. Meistens für eine nicht so wesentliche Anzeige, sodass die Zeichnung nicht ganz perfekt sein musste. Außerdem sollte sie mit Redisfedern verschiedener Stärke und Tusche Schrifttypen üben. Sie versuchte das willig ein wenig, es kam nicht

viel Brauchbares dabei heraus; dann saß sie still da und verharrte. Man rügte sie nicht. Sie hatte Langeweile.

Bis sie eines Tages in dem Werbebüro ruhig angefangen hatte zu malen. Farbige Märchengebilde, skurrile surrealistische Geschehnisse. Sie hatte das alles in Aquarell auf das Papier des Werbebüros gebracht, Zeichnungen und Malereien, die alle erstaunten. Laura schwelgte in den reinen Aquarellfarben, schlug zu mit ihrem freien, illustrativen und auch skurrilen Strich, gebrauchte das kleine Tuschfederchen mit wahrer Wonne. Sie war stundenlang hoch konzentriert zugange und vergaß ihre Umgebung. Bald kamen die Werbegrafiker täglich nachsehen, was der sonderbare Lehrling Laura wieder gemacht hatte. Sie wunderten sich sehr. Wie war das Mädchen hierhingekommen? Der älteste von ihnen sagte eines Nachmittags: „Laura ist die Begabteste von uns allen.“ Aber mit Werbung, Anzeigen, Schriften und Reklameentwürfen hatte das, was Laura malte, nichts zu tun. Die teuren säurefreien Papiere lagen in einer Schiebeschublade im Grafikschrank. Es handelte sich um sorgfältig ausgesuchtes, glattes und raues Zeichenpapier in verschiedenen Stärken. Jeder einzelne Bogen war teuer. Er kostete so viel wie ein Brot, und ein Brot war viel wert in der Zeit nach dem Krieg. Einen solchen Bogen legte sich Laura nun jeden Tag auf ihr Zeichenbrett. Das Zeichenbrett war ihr das Liebste in dem ganzen Werbebüro, und dieses hatte sogar ihre Mutter bezahlt. Sie hatte ihr das Brett bewilligt, mit 35 Mark! Natürlich nur, weil die Lehrstelle es erforderte. Das schöne feste Brett mit zwei unteren Verstrebungen zum Halt und zur Schräge auf dem Tisch, sollte Laura von der Lehre an bis ins Alter begleiten. Dieses Brett sah am Ende selber aus wie ein Bild – vom Gebrauch der Aquarellfarben, der Stifte, der Tusche und der Nähe der Tempera-Töpfe.

Laura begann nun jeden Morgen mit aller Fantasie freudig zu malen. Sie stand gerne auf, sie war gerne in der Straßenbahn, sie lief gerne die fünf Stockwerke hoch. Und dann begrüßte sie strahlend die alten Zeichner und die noch ältere Sekretärin. Die Papiere nahm sie selbstverständlich weiter aus der Schublade, raue und glatte, je nachdem was sie damit vorhatte. In den schönen kleinen Kästchen mit den teuren Aquarellfarben stöberte sie herum und suchte sich die reinsten aus. Sie las aufmerksam unter den Käst-

chen, wie die Farben hießen: Krapplack, Echtrosa, Payne's Grey, Cölinblau, Pariser Blau, Sienarot, Ectorange, Echtgelb, Chromoxidgrün, Maigrün, Hellocker, Zinnoberrot und so weiter. Die Namen klangen ihr wie lautmalerische Poeme, die zu den Farben gehörten. Dass Van Gogh umgekehrt die Töne in Farben übersetzt hatte, wusste sie damals noch nicht, sollte es aber gut verstehen. Wenn sich der Tag neigte, wusch sie mit Seife alle Pinsel aus, auch die der anderen, wie sich das für einen Lehrling gehörte. Sie fuhr dann gar nicht gerne heim.

Der gesetzte joviale Lehrherr Blasius war um die 50, mittelgroß, hatte ein ovales Gesicht, wenige, gepflegte Haare und wache, ruhige, grünlich-braune Augen. Er trug sehr feine Schneideranzüge und dazu passende hellere Hemden, feste teure Schuhe. Blasius machte einen korrekten Eindruck durch und durch und wirkte doch unkonventionell, ohne dass man wusste, warum. Es war etwas Kluges an ihm, das man nicht leicht einordnen konnte: War seine Klugheit geschäftlich oder philosophisch? Blasius war so ein Chef, der ruhig durch die Räume geht und alles bestimmt, ohne autoritär zu wirken. Dabei blieb er undurchsichtig, geheimnisvoll. Äußerlich war er von einem Typus, der alles und nichts sein kann. Dass Herr Blasius ein Allerweltschef sei, glaubte allerdings niemand, der ihn kannte. Eines Morgens sagte er zu Laura: „Gretchen, würdest du einmal etwas Lukratives für mich tun und mir ein paar Papier-Formate vorschneiden?“ Laura beeilte sich, gut und schnell seinem Wunsch nachzukommen. Sie brachte die geschnittenen Papiere in sein Büro. Er bedankte sich – und sie wusste nicht, was er dachte. Ob er gemerkt hatte, dass sie sein Papier vermalte? An einem anderen Tag fragte er sie: „Gretchen, kannst du einmal so lukrativ sein, meine Frau vom Flughafen abzuholen?“ Laura sagte fröhlich ja. Es schmeichelte ihr, dass sie etwas Privates für ihn tun durfte. Dann war sie lieb und freundlich zu der Dame, als sie sie abholte, die Frau ihres Chefs. Und die Dame war auch nett zu ihr. Das war ein schöner Tag.

Der kauzige Chef, vor dem sie bei der Vorstellung Angst gehabt hatte, gefiel ihr. Er war seriös, konnte streng sein, bestimmte und hatte dahinter gewiss eine Güte verborgen. Sie hatte keinen Widerstand gegen ihn, wobei sie sich wunderbar erholte. Bei dem Vorstellungsgespräch hatte sie erwähnt, dass sie sich ohne Erfolg in einer

Druckerei beworben hätte. Da hatte Herr Blasius ganz fest gesagt: „Ja, Kind, was willst du denn? Willst du in eine Druckerei? Das hier ist ein Werbebüro.“ Da merkte sie, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Ihre Mutter blickte bereits sehr böse. Sie hatte Herrn Blasius darauf ehrlich gestanden, dass sie für die Werkschule dieses brauchte, eine praktische Ausbildung. Damit hatte er sich zu ihrer Verwunderung zufriedengegeben. Auf dem Heimweg hatte ihre Mutter sie auf der Straße angezischt: „Musstest du das nun sagen, dass du zuvor in der Druckerei warst!“ Laura antwortete: „Ja, aber ich war doch wirklich da.“

Nun hatte sich alles eingespielt. Laura brauchte sich zu keiner Bereitwilligkeit zu zwingen. Was immer Herr Blasius von ihr wollte, sie tat es gern. Dabei fiel ihr ein, dass ihr Vater einmal in seinem rheinischen Dialekt gesagt hatte: „Wenn mer einer joot ligge kann, es alles anders.“ Wenn man einen gut leiden kann, ist alles anders. In Hochdeutsch gesprochen, hatte es weniger Kraft. Das alles bedeutete für Laura einen frohen Zustand, den sie bisher nicht kannte, oder doch? Einmal, bei Fräulein Winter, war sie auch ungezwungen bereit gewesen, alles gut zu machen – und damit glücklich gewesen. Sie wunderte sich jedoch weiterhin, dass Herr Blasius sie so einfach gewähren ließ. Warum tat er das? Nie rügte oder mahnte er sie. Er erteilte ihr auch keine Befehle. Laura fand ihren Chef wunderbar, geheimnisvoll und sympathisch. Ingeheim hatte sie ein bisschen Angst vor ihm, wegen ihrer Maleereien, aber diese Angst erschien ihr ungerecht. Dabei gestand sie sich: Er hat mich manchmal so angesehen, als ob auch er mich wunderbar fände.

Nach einiger Zeit rief Blasius sie einmal zu sich und zeigte auf drei Bücher in seinem Bücherschrank. „Siehst du die Bücher da, Gretchen? Das sind die Statuten der Schlaraffen“, sagte er. Sie blickte auf die drei zusammengehörigen Bände und verstand ihn nicht. Bei dem Wort „Schlaraffen“ dachte sie sofort an „Schlaraffia-Matratzen“. Sie sagte nichts und dachte: Damit konnte es nicht zu tun haben. Jetzt kam ihr „Das Schlaraffenland“, ein Bild von Brueghel, in den Sinn. Das konnte es schon eher sein. Er sah sie an, sie blieb still, blickte auf die drei Bücher. Jetzt fuhr Blasius fort: „Die *Schlaraffia*, das ist eine Vereinigung, in der auch ein Freund von dir ist, der ungarische Musiker.“ Sie merkte, dass er den Gitarristen meinte, den

sie liebte. Aber woher wusste er? „Weißt du, was man als Erkennungszeichen trägt, wenn man ein Schlaraffe ist?“, sprach er weiter. „Nein“, sagte das Gretchen. Er zeigte es ihr: Einen runden farbigen Stecknadelkopf in der Spalte seines Revers. „Das macht man zum Zeichen, so erkennen die Schlaraffen einander.“

Laura fühlte sich „eingeweiht“. Ihr Urgroßvater war Freimaurer gewesen. So musste das also sein, wenn man eingeweiht wurde. Warum hatte Herr Blasius es ihr erklärt? Und wieso, woher kannte er ihren ungarischen Freund? Das war ja ganz unheimlich – oder besser: geheimnisvoll, überraschend. Laura dachte: Da muss ich den Attila Zoller sofort fragen, den ungarischen Freund, der gerade in einer entfernten anderen Stadt war. Waren die Schlaraffen so etwas wie Freimaurer? Der Urgroßvater war in einer Loge „Zum hellen Licht“ oder so ähnlich, davon hatte Wilhelmine oft erzählt. Was aber war ein Schlaraffe? Und woher wusste Herr Blasius von dem Freund, dem Künstler – und dass auch er ein Schlaraffe sein soll? Überhaupt, wieso hatte er diese Statuten? Sie hatte Blasius nichts zu fragen gewagt, so erstaunt war sie gewesen. Und der schickte „das Gretchen“ wieder hinaus. Warum nannte er sie „Gretchen“? Weil sie einen blonden Zopf hatte? Was war er für ein Mann, was hatte er für ein Schicksal? Ob er vielleicht ein Jude war, es ein Drama in seinem Leben gab? Er war ihr geheimnisvoll, manchmal unheimlich, aber Laura wusste immer eines sicher: Er war ihr gewogen. Sie war neugierig, was der Lehrherr in seinem Leben sonst noch machte oder gemacht hatte. Sie bekam das nie heraus. Vielleicht hatte sie auch nicht recht nachgeforscht. Laura hatte das Gefühl, dass er von ihr alles wusste und sie von ihm nichts.

Herr Blasius erzählte jeden Morgen nach der Begrüßung im Werbebüro seinen Zeichnern und Lehrlingen einen Witz. Es sah so aus, als wolle er sie aufmuntern, und es mussten alle lachen. Das heißt, sie lachten nur, weil er es war. Sobald er draußen war, lachten sie wirklich: über ihn. Seine Witze fanden sie nur selten lustig. Laura verstand nicht, warum er das mit den morgendlichen Witzen machte. Sie konnte nicht beurteilen, ob seine Geschichten humorvoll waren. War er ihnen zu wunderlich, ihr Chef? Kam er deshalb bei den anderen nicht an? Denn das Sagen haben und wunderlich zu sein passte für Laura nicht zusammen. Nahmen sie ihn etwa nicht ernst? Laura jedenfalls lachte nie mit ihnen, wenn er hinaus war. Und dass

sie zu ihm hielt, schien er zu wissen, obwohl er ja gar nicht ahnen konnte, dass sie nicht mitlachte.

Herr Blasius war nicht böse über ihre skurrilen Bilder auf seinem hauseigenen Papier. Er sagte sogar manchmal: „Das ist schön, was du da gemacht hast, Gretchen.“ Sie war sich, wenn er Gretchen zu ihr sagte, stets sehr blond und blauäugig vorgekommen, aber endlich einmal, ohne sich daran zu stören. Im Übrigen war Laura die Kombination „deutsch und blond“ verhasst, obwohl sie einiges davon hatte. Gar nicht aufgefallen war ihr lange, dass auch die meisten Freunde, die sie um sich scharte, blond und blauäugig waren. Eine Freundin, auch sie blauäugig, hatte ihr einmal erklärt, die blauen Augen seien die rarsten auf der Welt und würden „aussterben“. Paul, diese Freundin und Lauras Vater hatten solche besonders blauen Augen – was Laura insgeheim an die Himmelsfarbe und an schöne blaue Glasmurmeln erinnerte. Aber warum nur war sie für ihn das Gretchen? Hatte es mit Goethe zu tun? War nicht dieses Gretchen ein naives Ding und ziemlich reingefallen auf den Doktor Faustus? Warum er sie so nannte, sollte sie nie herausbekommen, sie war nicht gut im Nachfragen, es war ihr peinlich. Aber sie vergaß es nie.

Eines Tages trug sie Herrn Blasius vor, dass sein Werbebüro nicht der richtige Ort für sie sei. Er war überrascht. Die Lehre abbrechen, nach fast zwei Jahren? Dann sagte er ruhig: „Ich verstehe das. Aber mach doch den Abschluss. Du kannst ihn später zu irgendetwas verwenden, Gretchen.“ Er versuchte sie davon zu überzeugen, auszuharren. Sie spürte, dass er vielleicht Recht hatte; es ging ja um nur noch ein Jahr. Aber sie erklärte ihm rundheraus, sie hätte bisher nichts in seinem Metier, der Werbung, gelernt, es sei nicht ihre Sache, und ein Jahr, das sei lang. Blasius, der ja wusste, dass Laura auf eine Kunstschule wollte, fügte nun zu, dass der Lehraabschluss doch gerade dazu das Entree wäre. Aber Laura war voller Ungeduld. Sie wusste, dass es bisher niemand so gut mit ihr gemeint hatte; dieser sonderbare Mann war das Beste für sie, und er selber hatte von ihr nichts gehabt. Dennoch, sie hörte nicht hin. Laura war noch in dem frischen Alter, welches das Recht hat, auch das Beste und Notwendigste auszuschlagen. „Ich will nach Paris“, stieß sie hervor, „auf die ‚École des Beaux-Arts‘ oder die ‚Académie Julian‘.“

Herr Blasius war nicht sonderlich erstaunt – was sie wunderte. Er lächelte schmal und weise, dann schüttelte er langsam den Kopf. „Ja, wenn du das wirklich willst, Gretchen. Aber ich bedaure es.“ Nun durchfuhr auch sie ein Bedauern, ja ein Traurigsein über ihre Entscheidung. Dass sie Herrn Blasius nicht mehr sehen würde – und eine Angst, was ihr alles zustoßen könnte. Die Zukunft blickte sie plötzlich an wie ein schwarzes Loch. Aber nun gab es kein Zurück. Sie versuchte, Herrn Blasius fest anzusehen.

Laura hatte eine Freundin im Werbebüro, den anderen weiblichen Lehrling. Ein schmales langgliedriges Mädchen mit schwarzen Haaren und blauen Augen. Renate Knuster. Ihr Name passte nicht zu ihrer Gestalt. Sie war sehr graziös, was Laura bewunderte. Sie hatte Ballettstunden gehabt. Neben ihr kam sich Laura wie ein großes Pferd vor, was natürlich übertrieben war. Renate wiederum beneidete Laura wegen ihrer hellen Ausstrahlung. Man sah Renates Bewegungen an, dass sie Ballettstunden genommen hatte, und wenn Laura sich ihr gegenüber grob vorkam, benahm sie sich mit Absicht vulgär. Das führte zu Querelen und Eifersüchteleien. Doch gerade weil die beiden Mädchen so verschieden waren, entdeckten sie nach und nach das Exotische der jeweils anderen. Sie wurden verschworene Freundinnen. Jede von ihnen merkte, dass sie sich ein wenig in die andere verliebt hatte.

Renate war bereits einmal auf der Werkschule gewesen, in der Klasse der Freien Malerei. Irgendwie war bei ihr alles umgekehrt. Bei aller Vertrautheit wurde Laura nicht klar, warum Renate hier eine Lehre machte. Dann gab es noch einen jungen Mann, auch Lehrling, einen frischen blonden, den die beiden Mädchen gerne mochten.

Als Laura nun vor Herrn Blasius vom Abbruch der Lehre gesprochen hatte und er seine Einwände kundgetan, fragte er nach einer längeren Pause: „Hat Renitente dich dazu überredet? War es ihre Idee?“ In der Tat hatte Renate, die Herr Blasius scherzhaft „Renitente“ nannte, Lauras Entschluss gefördert. Sie hatte beständig angemerkt, dass man an diesem Ort nichts lernen könne. Laura wollte nicht, dass dieses Herrn Blasius bestätigt würde, er hatte es vielleicht sogar beobachtet – nun war es ihr peinlich. „Nein!“, rief das Gretchen. „Ich wollte es zuerst!“

Herr Blasius sah das Gretchen nie wieder. Später dachte Laura oft über ihren Lehrherrn nach. Es war gewesen, als könne Herr Bla-

siaus schon alles erblicken, was auf Laura zukommen sollte. Sie legte noch eine Weile seine teuren Papiere auf ihr Brett, holte sich seine Aquarellfarben, malte Märchenhaftes und von Liebe träumende Feen, auch Mörderisches, Geköpfte, Leichen und Leichenteile. Sie zeichnet ihre wichtigsten Freunde, vor allem den ungarischen Gitarristen, aber auch andere Jazzmusiker, machte Karikaturen von Renate und sich selbst.

Laura sollte in den nächsten Jahren nie mehr in Ruhe einen ganzen Tag ihrer Kunst widmen können, so wie das in Blasius' Werbebüro möglich gewesen war. Manches zeichnete sie mit Bleistift oder mit dem schmalen schwarzen Federchen mit Tusche vor, an anderes wagte sie sich mit forschem Kohle- oder Pinselstrich. Das alles hatte sie niemand gelehrt, es sei denn die Zeichner des Werbebüros, sie, die mit den Federchen und den Farben völlig andere Bilder machten. Gerade darum war sie ebenso feurig wie willig bei der Sache. Ein gewöhnlicher Lehrherr hätte Laura „willfährig“ gemacht, ihr gesagt, was sie zu tun – und vor allem zu unterlassen – habe.

Die Werbegrafiker mitsamt der Modezeichnerin sahen noch eine Zeit lang erstaunt auf das, was das junge Mädchen aus ihrer Fantasie auf das Brett zauberte. Der älteste Grafiker, Herr Römer, welcher im Krieg nach Sibirien verschlagen worden war und in der Runde ständig „diese nächtliche sibirische weiße Weite“ lobte, so wie er – infolge dieser Weite – die Enge des Werbebüros hasste, hatte eigentlich auch ein freier Maler, Künstler werden wollen. Herr Römer war viel früher schon auf der heimatlichen Werkkunstschule gewesen. Im Werbebüro des Herrn Blasius „diente“ er, nach dem Dienst im Kriege, als Gebrauchsgrafiker. So konnte er seine wiedergefundene Familie ernähren. Obwohl Herr Römer blass, alt und verbraucht aussah, obwohl er klein und krumm war und obwohl nichts, aber auch gar nichts Anziehendes an ihm zu finden war, mochte Laura Herrn Römer sehr, und besonders wegen seiner freien Reden über die Kunst. Ihr gefiel aber auch die ständige Erwähnung seiner schönen italienischen Frau, von der er mit Liebe, Achtung, und Freude über ihre Kochkunst sprach.

Die Malerei war Herrn Römer offenbar ebenso heilig wie Laura. Wegen seiner klugen, künstlerischen und philosophischen Ausführungen erschien er ihr schön und wohlgeraten; sie emp-

fand das arg zerrüttete Gesicht und seine vertrocknete Haut bald als ein Zeichen seiner Weisheit, und dass er bei seinen klugen Reden meistens den Kölner Dialekt sprach, war ihr nur recht. Denn ihr eigener Vater sagte ja auch die klügsten Dinge in diesem Dialekt. Herr Römer war es gewesen, der sie „die Begabteste von uns allen“ nannte. So viel hatte noch nie einer von Laura gehalten. Ihre Kunstlehrerin im Lyzeum hatte zwar die farblich und kompositorisch gelungenen Bilder von ihr im Flur aufgehängt, was ihr erstmals auf ihr Talent zu deuten schien, aber was Herr Römer sagen sollte, kam aus dem Mund eines Mannes, der große professionelle Kenntnis auf dem Gebiet hatte. Er lobte sie, machte Vorschläge zur Wahl surrealistischer Themen. Laura war berührt und begeistert. Sie freute sich schon im Bett des Morgens zu Hause auf ihre Ankunft im Werbebüro.

Ihrerseits lauschte sie gespannt, wenn Herr Römer von der Weite und dem unvergleichlich hohen Sternenhimmel Sibiriens sprach. Es waren ihm dort Hände und Füße erfroren. Er erwähnte das und tat es als unwichtig ab. Gewiss hatte er in Russland auch gehungert. Laura verstand, dass ihm nach Sibirien – wovon doch alle andern ehemaligen Gefangenen eher wie von einer Hölle sprachen, einer weißen Hölle – in Deutschland alle Orte finster, eng und kleinkariert erschienen. Das Beste an seinem Leben war fortan, dass seine Frau herrlich italienisch kochte, und das schien Laura eine Art typisch rheinisches Leben zu sein. Sie mochte ihn noch aus einem weiteren Grund besonders, hatte er ihr doch einmal zugeflüstert: „Laura, in der Malerei kannst du alles tun, dir alles erlauben. Sie macht alles möglich. Es gibt hier praktisch keine Grenzen. Du kannst unter Wasser Motorradfahren, wenn dir danach ist.“ Das sollte ihr lebenslang ein wichtiger Hinweis bleiben, vielleicht ein „Kernsatz“ des Surrealismus, sie dachte dabei sofort an die Malerei von Salvador Dalí und Magritte.

Menschen sammeln in ihrer Jugend die ihnen passenden Kernsätze, die vertraute Personen ihnen sagen, ohne davon zu wissen. Indem später diese Sätze immer wieder auftauchen, merken sie, dass ein solcher ein Kernsatz war und geblieben ist. Jetzt schlich sich Laura eine Frage ins Gemüt, ob sie wohl später in einer Akademie einen Mann fände, einen Professor zum Beispiel, der solche Sätze wie der verbrauchte, alte Herr Römer zu sagen wüsste.

Herr Römer hatte im Werbebüro einen Kollegen, der wie er erst ab der Nachkriegszeit hier tätig geworden war. Auch dieser sah nicht aus wie ein Gebrauchsgrafiker. Ein älterer Herr, der immer Lackschuhe trug. Dieser Mitarbeiter, Herr Marvel, hatte wie Herr Römer auch einmal die Werkkunstschule der Stadt besucht, in die Laura jetzt hineinwollte. Herr Marvel hatte aber schon vor dem Krieg von der Grafik umgesattelt und war Musiker geworden, Barmusiker. Er war hochfein angezogen. Man konnte nicht enträtseln, woher er diese eleganten Anzüge, Hemden, Krawatten hatte. Waren sie vielleicht noch vor dem Krieg sorgfältig ausgesucht worden? Nach dem Krieg bekam man nichts dergleichen. Hatte er das alles sorgsam aufbewahrt, gehütet, noch aus seiner Pianobar-Zeit? Natürlich wollte er eigentlich Konzertpianist werden, wie alle Barmusiker. Natürlich war der Krieg schuld, dass es nicht dazu gekommen war.

Morgens kam Herr Marvel herein mit seinen Lackschuhen, schwarzem Hut über dem schweren grauen Haar und seinem imposant-interessanten, wenn auch müden Künstlergesicht. Den groß gewachsenen breitschultrigen Körper umfing der wehende lange Mantel, wenn er sehr langsam den Flur des Werbebüros betrat. Die Treppen machten ihm zu schaffen. Er war der Mann einer anderen Epoche und wirkte auf Laura tief beeindruckend. Herrn Marvels Bügelfalten waren auch nach vielen Stunden Werbebüro noch prägnant wie am frühen Morgen. Er schien nicht selten zu träumen, sah so aus, als ob er viel Romantisches erlebt hätte; vielleicht große und viele Liebesaffären, dachte Laura. An den Krieg, in dem vielleicht auch er gewesen war, dachte sie nicht, denn er war ein schöner Mann. Seine Hände auf dem Zeichenbrett wurden manchmal kalkweiß, und jemand meinte leise, Herr Marvel habe es wohl am Herzen. Dann dachte Laura über ihn nach, blickte sich nach ihm um. Er saß an seinem Brett hinten am Fenster zur Straße hin. So ein Grandseigneur, seine Lackschuhe und seine Manieren – wenn er auch hämisch werden kann, ging Laura durch den Kopf. Er war eine geheimnisvolle Gestalt, wie aus einem Film. Wie er so in seinem Winkel vor dem Zeichenbrett saß, gehörte auch er nicht hierhin. Wenn einer von den Zeichnern oder den Lehrlingen vor Herrn Marvel über Jazzmusik sprach, rümpfte er die Nase und ließ verlauten: „Sie spielen Saxophon. Das ist für mich eine Gießkanne.“

Laura mochte diese bunte Gesellschaft. Herr Blasius, der als einziger Mensch an diesem Ort bürgerlich, streng und solide aussah, hatte sie alle ausgesucht und eingestellt. Gab es keine anderen – oder wollte er gerade diese haben? Wie aber gehörte sie, Laura, dazu? Nie hatte sie sich diese Frage beantworten können. Auch nicht, warum Herr Blasius nicht von sich aus einmal gesagt hatte, sie sei hier am falschen Ort. Sie sah sich später diese Kollegen vermissen, und sie wusste: Keiner von ihnen hatte das verhasste „Praktische“ an sich gehabt. Obwohl sie doch der „angewandten Grafik“ nachgingen! Dies waren keine Menschen ohne Traum.

Laura hatte noch etwas bemerkt: Auch die Sekretärin war nicht von der üblichen Art; das ältere, dünne, lebenskluge Fräulein Hoffmann, die so wackelte, als fiele sie jeden Moment auseinander. Tatsächlich war sie weniger betagt, als es aussah. Aber ihr Sichtfeld war derart eingeschränkt, dass sie ihre eigenen Schritte kaum sehen konnte. Immerhin tippte sie Herrn Blasius alle Geschäftskorrespondenz und machte vielleicht sogar noch die Buchhaltung. Wie lange war sie schon bei ihm? Man hörte sie den ganzen Tag an ihrer Klappermaschine. Manchmal bügelte sie auch im Büro Herrn Blasius' Hemden. Ihre Brillengläser waren so dick wie der Boden eines Whiskeyglases. Mit Renate und Laura ging das alte Fräulein liebevoll um, und sie lächelte über deren verrückte Streiche, die sie den alten Zeichnern spielten. Ihr Lächeln war ein Huschen, eine kleine feine Bewegung in einem von Fältchen übersäten Gesicht. Fräulein Hoffmann war von ebenso seriöser Führung auf ihrem Gebiet wie Herr Blasius auf seinem.

Waren in diesem Atelier, ihrem Werbebüro, das den Zuschnitt einer Wohnung hatte, waren hier – wie es Laura nun erschien – vielleicht doch vorwiegend Künstler eingestellt? Aber welche Künstler? Verspätete, verhinderte, umgeleitete? Waren sie nicht am ehesten herumgetriebenen Zirkuskünstlern vergleichbar? Sie jonglierten sich durch ihr verpasstes eigenes, spät noch irgendwie zurechtgezimmes, vielleicht aus dem Krieg gerade noch gerettetes Leben. Sie hatten magere oder schwach gewordene Körper, Galgenhumor und Widerstandskraft und alle ein Geheimnis, etwas Bedecktes. Sie waren Menschen mit Geschichte.

Daneben gab es auch einen jüngeren Texter und einen Schriftkenner sowie eine nur Teilzeit arbeitende Modezeichnerin, die

sehr vornehm und wohl aus gutem Hause war und fescche Zeichnungen mit ihrem flottem Strich hinwarf – Zeichnungen von Kleidern und Kostümen für die Anzeigen oder Versand-Kataloge. Und es gab noch die Laura sehr sympathische und fröhliche fest angestellte Illustratorin. Die drei Letztgenannten waren für Laura die „Zeichner aus der Neuzeit“.

Das tägliche, mindestens achtstündige Zusammensein aller Mitarbeiter und des leitenden Herrn Blasius war freundlich und etwas altfränkisch. Was den Stil der Werbung betraf, wagte man nicht viel Neues. Laura bemerkte weder Konkurrenzgedanken noch Neid noch Fragen des Rangs oder solche der Gehaltsstufen. Die Tage verliefen selbstverständlich friedlich, Unruhe kam nur auf, wenn Aufträge mit kurzfristigen Terminen drängten. Vor allem behielt Herr Marvel stets die Ruhe und streute humorvolle Anmerkungen unter die Mitarbeiter. Wenn Laura sich um den Mann mit den kalkweißen Händen Sorgen machte, merkte sie, dass Herr Marvel mit den Lackschuhen es keinesfalls gerne sah, dass sie ihn vielleicht für alt oder krank hielt. Wenn er sah, wie ihr ein Mitleid in die Augen stieg, griemelte er vor sich hin: „Ach Jottchen, ach Jottchen. Behüt’ mir das Bubidottchen, vor Hunger und vor Sturm, und vor Marvels Hosenwurm.“ Auch das gehörte zu seinen Sonderbarkeiten.

Endlich waren die Tage des Berufslebens für Laura erfreulich geworden. Trotzdem blieb sie bei ihrer Entscheidung, brach die Lehre ab und verließ das Werbebüro. Zu Hause ließ sie sich erst recht nicht beeinflussen. Es sollte endlich vorangehen in ihrem Leben! Viel später regten sich traurige Fragen in ihr: Was war das für ein seltsames Grüppchen in dem Werbebüro gewesen? Kein „Personal“ – es waren Individuen. Es gab keine Fehden und keine Machtansprüche. Als Laura später einmal einsam in einem Pariser Café darüber nachsann, wurde Herr Blasius ihr noch wunderlicher. Mit Renate-Renitente hatte sie über die alten Leute gelacht, sie waren in beider Augen nur „alles alte Leute“ gewesen. Gerade die, die ihr jetzt wie vermisste Persönlichkeiten erschienen. Sie hatte sich wohlgefühlt bei ihnen, solchen, nach denen sie später in ganz anderen Kreisen vergeblich suchen würde.

Beim Abschied nahm Laura die Bilder mit nach Hause, die sie bei Herrn Blasius gemalt und gezeichnet hatte. Sie kam nicht auf die Idee, ihm eines davon zu schenken. Der Zug des Rigorosen des

Jugendlichen ist immer begleitet von seinem vermeintlichen Recht, auf Rücksicht und Einfühlung verzichten zu können. Laura sprach auch nicht noch einmal mit Herrn Blasius, als sie sein Werbebüro verlassen hatte. Sie verkaufte aber die Bilder von dort nie und verschenkte nur einige wenige. Sie behielt ihre frühen Werke über alle kommenden Jahrzehnte und alle Umzüge in andere Städte bei sich, gab sie lebzeitlang nicht in Archive. Diese ersten Bilder hörten nicht auf, zu ihr zu sprechen, von ihren Wünschen, Träumen, Ängsten und ihrer eigensinnigen Begabung, die Herr Blasius hatte gedeihen lassen. Das Frühwerk erlaubt es dem alten Künstler, sich zu verstehen, es zeigt seinen Kern. Die Papierqualität war so gut, dass es kaum vergilbte und an keiner Stelle brach. Unter den Bildern waren solche, auf denen Jazzmusiker unter Wasser Saxophon spielten, umherschweifende Fische trugen Königskronen, eine Waldfee, „die kleine Feuerhexe“ (es handelte sich um Laura selbst) wollte den Wald anzünden und wurde von sanften Tieren davon abgehalten, eine Lilofee hatte im Schloss mit ihrem wilden Wassermann oben ein Zimmerchen für den kleinen Prinzen (von Saint-Exupéry), in dem er am Fenster saß. Unter Wasser spielte sich alles ab, nur kein Motorradfahren, was Herr Römer ihr vorgeschlagen hatte. Laura hatte es nicht mit Motorrädern. Die Bilder sprachen jedoch alle davon, dass es in der Malerei keine Grenzen gibt, alles erlaubt ist und jedes Vorgestellte sich bewegen, zu Leben kommen kann. Laura hatte außerdem erkannt, dass Aquarellfarben höchst geeignet sind, das Wunschleben unter der Wasseroberfläche darzustellen. Also gewissermaßen Wasserfarben zum Beleben von Wasserlandschaften.

Auch ihr geliebtes Brett nahm Laura mit.